



Bild: Andreas Diethelm

Der Chord'or beim HOFgesang

# Lebenselixir Musik

Mus(ikal)ische Bildung ist von zentraler gesellschaftlicher Bedeutung. Wir sollten schnellstens aufhören, uns den Fächerkanon von den Industrieverbänden diktieren zu lassen.

ANDREAS DIETHELM \*

Zwar stehen wir, zumindest die Städter, unter musikalischer Dauerberieselung. Beim Einkauf, im Restaurant, vielleicht auch am Arbeitsplatz. Auf dem Weg dahin zerrt rhythmisches Klirren aus fremden Kopfhörern an unsern Höhrnerven,

es scheppert ein Musikskelett. Die Fleischkonserve lagert irgendwo auf einem Server, von wo der Einzelne, z.B. der Sitznachbar in der Bahn, sich ein Ohr voll abzapft. Allzeit, zufällig, kontextlos.

## Mächtiger Angstlöser

Eine längere Zahnbehandlung möchte man sich begreiflicherweise mit einer Musikkonserve verkürzen wollen, einer der eigenen Wahl natürlich. Und den Trip durch die Tomographenröhre zwingend. Mit etwas, das durch Mark und Bein geht: Jimmy Hendrix, „All Along the Watchtower“.

Livemusik ist ein mächtiger, allerdings nicht rund um die Uhr verfügbarer Angstlöser. Sie macht 96 Prozent der auf dem Markt erhältlichen Psychopharmaka überflüssig. Das kann nicht erstaunen, wenn man sich das Musizieren, als eine der mannigfaltigen Ausdrucksweisen der Libido, der Liebe im umfassenden Sinn bewusst macht. Gemeinsames Musizieren ist die stärkste nicht amtlich erfassbare Droge. So überrascht es auch kaum, dass Alltagsmusik in Mitteleuropa – abgesehen von der ursprünglichen, aber auch abgelegenen Form des solistischen Jodels, oder der Stubete und der mit dem Zerfall der bürgerlichen Familie verklungenen häuslichen Kammermusik, sowie einer verhältnismässig kurzen organisierten Chortradition – lange eine geringe Rolle spielte.

### **Seelischer Notvorrat**

Wer aber einmal an den östlichen, den mediterranen und den atlantischen Rändern Europas geweilt hat, hat etwas ganz anderes kennen gelernt: selber gemachte Gebrauchsmusik auf höchstem Niveau. Improvisation, dialogischer Ad-hoc-Gesang zu allen denkwürdigen und erbärmlichen Lebenssituationen, Gesang als fester Bestandteil des Alltags und seiner Bewältigung. Kaum wo wurde die entlastende und verbindende Wirkung gemeinsamen Singens in ihrer Selbstverständlichkeit eindrücklicher gezeigt, als in Terence Davies' Filmen: „Distant Voices, Still Lives“ und „The Long Day Closes“, beide in der Liverpoolscher Arbeiterwelt angesiedelt. Gesang als seelischer Notvorrat. Man mag einwenden wir seien nun mal keine Roma, sondern ordentliche Leute, keine rückwärtsgewandten Portugiesen, Briten oder Iren, und wir hätten ritualisierten Singsang ausserhalb von Kirchen Konzertsälen und Fussballstadien nicht nötig.

### **Integral und nicht banal**

Dies wäre eine grobe Fehleinschätzung und ein fataler Irrtum. Nicht bloss, weil eine Gesellschaft, die das Musizieren im Alltag gering schätzt, sich um manchen Genuss bringt.

Zwar wurde die Brache in den letzten fünfzig Jahren üppig von Popmusik überwuchert, von viel hörenswerter und noch mehr anderer. Auf Brachen können prachtvolle Blüten treiben, aber nur aus guten Samen. Der Wildwuchs kann kostbare Raritäten hervorbringen, aber auf Gewächshäuser können wir bei unserem Klima nicht verzichten. Für die Vitalität der Gesellschaft macht es jedoch einen markanten Unterschied, ob gute Musik, Musik, Musik die uns bewegt, allein im bildungsbürgerlichen Reduit gepflegt wird, oder ob sie integraler, und dabei nicht banaler Lebensbestandteil ist. Hier droht uns eine echte Energielücke.

### **Unterbewertet**

Wohl tragen wir die Musik in uns, von allem Anfang an, Neugeborene manifestieren das eindrücklich. Ob wir die Musik rauslassen, ist die Frage.

Die schlummernde Musikalität kann sich entfalten, oder verkümmern. Die wenigsten Kinder fallen hierzulande aber auf musikalisch fruchtbaren Boden. In der Mehrzahl der Haushalte erfährt doch die Musik nicht mehr Beachtung und Pflege als der schlecht erreichbare Gummibaum. Beim Telefonieren stellt man etwas leiser, beim Staubsaugen etwas lauter. Die meisten Kinder sind für ihre musikalische Grundversorgung daher ersatzweise auf die Schule angewiesen. Es soll nicht suggeriert werden dass aus allen Kindern Musiker und Musikerinnen werden müssten, es sollen bloss alle eine faire Chance bekommen. Und welches Kind in den Genuss einer ernsthaften Förderung kommt, ist heute je nach Finanzkraft der Wohngemeindeabhängig und des Elternhauses, eine Lotterie.

## Bedeutende Nebenwirkungen

Es geht noch um mehr: um die beim gemeinsamen Musizieren sich spielend mitentwickelnden Kompetenzen, ohne die jede Bildung wertlos bleibt, und die notwendige Voraussetzung für ein gezieltes Zusammenleben sind: Gemeinsinn, Sensibilität, Erfahren von Eigen- und Fremdwahrnehmung, Ausdauer, Über- und Umsicht, Gestaltungswille, Verantwortungsbewusstsein und so weiter. Vom Tanz liesse sich dasselbe sagen. Musik, Theater, Tanz und Sport ungleiche Stellenwerte einzuräumen ist unnatürlich und unvernünftig. Musik-Ensembles haben ausserdem gleichsam Modellcharakter für die verschiedenen Spielarten konfliktfähiger Nachbarschaft, konfliktfähiger Gesellschaft. Gesellschaft, die einschliesst, und nicht ausschliesst.

## Zentraler Bildungsinhalt

Auch ohne auf in den Streit um den Einfluss des Musizierens auf die Entwicklung der Intelligenz einzusteigen, kann man aus naturwissenschaftlicher Warte mit guten Gründen für eine höhere Gewichtung der musikalischen, der musischen Bildung überhaupt eintreten, und wäre es auf Kosten von Mathematik und/oder einem naturwissenschaftlichen Fach. Denn wenn wir uns nicht weiter versklaven und den Jungen eine lebenswerte Zukunft verbauen wollen, sollten wir schnellstens aufhören, uns den Fächerkanon nach den Bedürfnissen der Industrieverbände diktieren zu lassen. Es nützt uns nämlich nichts, in jedem Heftli die Rankings punkto Lebensqualität anzuführen, wenn es keinen Grund mehr gibt, uns darüber zu freuen. Wenn wir nicht mehr wissen, was das Ganze hier überhaupt soll. Das wissen wir – mit Schiller zu sprechen – nur, wenn wir spielen.



Bild: Andreas Diethelm